Kleine, begehbare Wahnwelten

Autor(en): Brigitte Oleschinski

Quelle: Basler Stadtbuch

Jahr: 1996

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/dbf0ca17-8574-4b98-8db0-e8b48a872c51>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Literatur

Brigitte Oleschinski

Kleine, begehbare Wahnwelten

für Urs Engeler, Birgit Kempker und Nicole Müller

Es sind immer dieselben Bilder, die sich einstellen, die Hitze über dem Atelierdach, das blicklose Starren, die hastigen Gänge am Nachmittag, um im Gestrudel der Warenstände, Schaufensterpassagen, Markenzeichen etwas zum Abendessen zu kaufen, dann den Rhein entlang, irgendwo auf den Stufen sitzen, die Strömung im Blick und den Bewuchs der Uferböschungen, weiteratmen, den Herzrhythmus beruhigen, die Angst beruhigen.

Was ich beim Schreiben (oder bloss beim Nachdenken darüber?) immer wollte, war: liebevoll sein. Das innerste Bild davon ist bis heute ein Engerling, eine sacht gekrümmte, gewickelte Form, die ich manchmal wiedererkenne, in den Hormonträumen zum Beispiel, wenn mich das Kind im Leib wieder an einen Telefonhörer erinnert, als schmiegte es sich in meine Hand, milchwarm; später spürte ich es im rechten Fuss, stritt mit den Ärzten, es wuchs in einer weichen Blase unter der Sohle, bis ich nicht mehr auftreten konnte. Die pulsierende, gekrümmte Form hat ihre Spannungspunkte, einen im Kopf, einen in Ballen und Zehen, mit denen sie sich an die verschiedensten Oberflächen heftet, dünne Stengel, rauhe Wände, Hautfelder, und dann streicht der Wind darüber hin, Wellen von Zärtlichkeit, lullende Silben – Dann setzt die Verstörung ein, und alles ver-rutscht.

Vorhin sah ich ein Auto, über und über mit Gras bepelzt. Die Besitzer auch. Ich ging auf der Kleinbasler Seite stromaufwärts, über die besonnte Uferpromenade, dann die Villenstrasse entlang und zuletzt am Stadion vorbei – gerade, karge Linien mit Silbernähten, so wie die Badeanstalten am Rhein – bis zum Wasserkraftwerk.

Das Kraftwerk schien mir mitten im Fluss festgemacht wie ein mattgrünes Schiff, mit weiss abgesetzten Bullaugen blickt es der sprudelnden Strömung nach, die vor seinem Bug tost, glasgrün, schlammgrün wirbelndes Wasser. In einem Moment verstehen die Augen, was sie sehen, im nächsten nicht. Das Wasser sprüht, splittert, bricht. Nebenan die Schleuse, eine rote Kommandobrücke zwischen zwei Flutkammern, durch die eben ein holländischer Tanker gesenkt wurde, eine langgestreckte, schwarzgestrichene Oberfläche mit knallbunten Playmobil-Armaturen. Über das aufgeräumte, wie fabrikneue Deck unten turnte ein fröhlicher Pirat, der, das Handy am Ohr, zu den Spaziergängern hinaufgrüsste, als das haushohe, algenbewachsene Tor sich stromabwärts öffnete. Der nächste dieser Wagen sah aus wie ein Pinguin. Der Besitzer auch.

Mit der Arbeit anzufangen, hatte ich mir einfach vorgestellt, umgeben von den leeren Atelierwänden, dem Fachwerkskelett, den spärlichen Möbeln; vom ersten Augenblick an empfand ich, wenn ich aufwachte unter den schrägen Scheiben des Oberlichts, über dem die Hochsommerwolken trieben, den hohen, hellen Raum um mich wie ein Raumschiff, eine abgeschlossene Überlebenseinheit im Orbit einer Stadt, die zufällig Basel war. Ich rechnete weder mit Interferenzen noch mit Wechselwirkungen. Nichts in Europa ist wirklich fremd, wenn man die Grenzen im Raumschiff überquert. In Basel wollte ich Gedichte schreiben und am Rande über einen Essay nachdenken, den ich – vage wie immer – mit den <drängenden Fragen der Zeit> assoziierte, Müll, Medien, Massaker, der Geschichte des 20. Jahrhunderts also, so-

bald man die zweite Hälfte vor Augen hat, die überall wuchernden Städtelandschaften, die verwüsteten sozialen Lebenswelten rund um den Planeten dicht vor der Jahrtausendwende, vor der sich der westliche Individualismus immer noch ausnimmt wie die Erfüllung aller Träume des 19. Jahrhunderts (Wohlstand, Freiheit, Vernunft), während an den Peripherien längst die Alpträume eines globalen Bürgerkriegs flimmern... –

Nein, lieber sähe ich mich als Schmetterlings-sammlerin, eine schemenhafte Figur in weichen, weiten Nachtfalterkleidern. Bräunliches Haar, silberne Fäden. Es gibt mehr Arten davon als Namen, aber schon in den Namen flirrt und flattert eine ganze Welt: Urmotten, Trugmotten, Wickler, Glasflügler, Holzbohrer, Dickkopffalter, Ritterfalter, Gespinstmotten, Geistchen, Weisslinge, Seidenspinner, Bläulinge... Übrigens glaube ich nicht, dass man die Verstörung bemerkt. Wenn Sie mich träfen, dürften Sie mich für vernünftig halten, ernsthaft, ein bisschen hinter dem Mond, der Zeit, der Szene (je nachdem, was Ihnen wichtig wäre), und wahrscheinlich würden Sie mir auf der Stelle Ihr Herz ausschütten wollen. *«Ich möchte meinen Freund heiraten dürfen...»*, könnten Sie zum Beispiel sagen, wenn Sie ein Gemeinderat in mittleren Jahren wären und aussähen wie das Inbild des bodenständigen Familienvaters, und dabei hielten Sie ein Glas Passagier vor Ihr Auge, das uns anstarrte wie durch eine Lupe. Nichts in der Schweiz ist wirklich fremd, aber Migros und Coop in der St. Alban-Vorstadt schliessen über Mittag, und für den Fön, das Laptop, den Drucker brauchte ich einen zweiten, einen dritten Adapter. Ausserdem sind die Zebrastreifen gelb (*heissen* sie dann überhaupt *«Zebrastreifen?»*), ersetzen an den Kreuzungen die Ampeln und zwingen damit die Fussgänger, einen Blickkontakt mit heranrasenden Autofahrern zu bewerkstelligen. Das störte meine Reflexe, merkte ich. (Vielleicht ist es das, was mich daran immer noch beschäftigt. Wie die Reflexe gestört wurden, und wie sich in dieser Störung die Symptome des Nachlassens, des Abgerissenseins noch verstärkten –) Ich schlenderte das erste Mal durch die Altstadt, in Richtung Münster, wo man – nach ein paar französisch wirkenden Strassen, die alle eine Spur zu

perfekt restauriert erscheinen – plötzlich in einer späten Mittelalterkulisse steht, auf kleinem Feldsteinpflaster, die Gassen verwinkelt, keine Autos mehr. Es sind die Proportionen, die sofort das heftigste Gefühl auslösen, die Masse von Fensterstöcken, Dachtraufen, Treppenstufen, die sich wie von selbst den Arm- und Beinlängen, der Blickhöhe, den Bewegungen des menschlichen Körpers zuordnen. Oder ihn, in derselben Verhältnismässigkeit, überschreiten in der Höhe der beiden Türme, den aufwärts gezogenen Spitzbogen. Das alles erscheint einen Augenblick so gewiss wie die Sonne, die sich um die Erde dreht. Darüber das helle Sommerwetter, das in Kastanien gebettete Münsterdach mit seinem Rautenmuster, und hinter jeder Wendung des Kopfes blitzte der Rhein auf, den vermisst zu haben – ihn in Berlin seit fast zwanzig Jahren vermisst zu haben... – mir nie bewusst war. Oder diesen historischen Raum im Ganzen vermisst zu haben, die römischen Reste unter dem Mittelalter, die halb gegenwärtige Kunstführer-Ikonographie, die Abendlandprojektionen.

Die Jüngeren schwärmten auf Rollerblades durch die Stadt, schwirrende Silhouetten, als hätte vor ihnen noch keine Generation die Inter-rail-Tickets gekannt oder eine eigene Musik beansprucht, und nachts umlagerten sie das Freilichtkino auf dem Münsterplatz, die Strassencafés um den Barfüsserplatz. Tagsüber blieb der Himmel blau, wieder ein Hitzesommer, wieder wochenlang das Gefühl, dass etwas ins Fliessen geriete, eine Schicht zwischen Drinnen und Draussen. Am Tinguely-Brunnen dröhnte, sobald die untergehende Sonne die Elisabethenkirche mit einer leuchtenden Lachshaut überzog, ein Ghettablaster von den Stufen. Dann legten sie los, ein Stamm von einem Dutzend beweglichen Sechzehnjährigen, ausgerüstet mit Knie- und Ellbogenschützern, die sich auf ihren Inlineskates die weissen Treppen hinaufkatalpultierten, die Rampen wieder hinuntersausten, einander verfolgend, Zusammenstösse provozierend, Gebrüll, Gelächter in breakdance-ähnlichen Figuren.

Wenig später sah ich, in der Touristenströmung durch die Gässchen treibend, an einer Hauswand Ameisen, lang wie mein Unterarm.

Nichts ist wirklich fremd, doch was es mit den

grossen grauen Säcken auf sich hat, begreift man auch nicht, wenn das Raumschiff landet. Nachts um halb eins stieg ich aus dem Taxi, leicht benommen vom Schwyzerdütsch des italienischen Chauffeurs – *«We escort alone women to the housedown»*, versprechen die Taxiunternehmer der Region im Internet –, holte im Goldenen Sternen nebenan die Schlüssel ab, schaffte mein Gepäck nach oben und ging sofort wieder hinaus, um in der nächtlichen Stille noch ein paar Schritte am Wasser entlang zu laufen. Würde ich in Berlin natürlich nicht tun, aus eingeübter, eingefleischter Vorsicht. Der Rhein glitzerte schwarz unter den Laternen, links sah ich die Wettsteinbrücke, die Mittlere Brücke, ich sah weisse, gelbe, rötliche Lichter, ansteigende Baumwipfel und die Silhouette des Münsters, es roch nach Fluss, nach Sommer, und hinter mir wartete das Museum, wartete die grüne Haustür, das mit Kisten, Rahmen, Staffeleien vollgestellte Treppenhaus und oben im Dach das Atelier, ein Raum für zwei Monate, die am Ende kaum einen Lidschlag dauerten. Unten, neben der Haustür, warteten drei graue Säcke.

Wieder eine Botschaft, diesmal von einer Frau, deren Kopf unter einem Schrank verschwunden ist. Einmal am Tag, knapp vor Ladenschluss, lasse ich den Computer im Stich und laufe draussen zwei, drei Stunden herum, um die Unwirklichkeit abzuschütteln. Doch nichts hält still, nichts haftet. Die dicht am Wasser laufenden Uferpfade, die wild bewachsenen Böschungen, die Streifen von Parks und Gartenbau, Stockrosen, Clematis, Sonnenblumen, die bunt restaurierten Häuserzeilen mit ihren Namen und Jahreszahlen über den Türen, die Brunnen überall. Genaugenommen ist es umgekehrt. Drinnen spüre ich meine vertraute Gespensterwelt, bewohnt von ein paar Telefonstimmen, den Faxen, kleinen Erinnerungen, aber draussen – ich zwingen mich immer wieder, einkaufen zu gehen, die Spaziergänge fortzusetzen, die seltenen Verabredungen einzuhalten, aber draussen – wer bin ich da draussen, gegen wen prallen sie denn, die gleichgültigen, taxierenden Blicke, die stereotypen Verkaufssätze? Ich bleibe nicht unsichtbar, ich begreife mich mühelos als Element des Strassenverkehrs, Nutzerin der Museen, Adressatin von Werbebotschaf-

ten, und natürlich als Kundinkundinkundin. Ich weiss nicht, ob es mich wirklich stört, nur dass es sich anfühlt, als sei ich ein flacher Karton, der statt meiner durch die Strassen geht. Noch in die betäubende Kühle des Kreuzgangs, Rund- und Spitzbögen unter Würfelkapitellen, Kreuzrippengewölben, die Wände und der Boden mit Grabplatten bedeckt – *Die Fliesen in der Kirche werden aufstehen wider dich / und dich verfluchen!* –, taumelt mir das Draussen wie in einer täglichen, alltäglichen Flammenschrift nach, dieser Satz, irgendein Satz, *Ohne mein Halbtaxabo gehe ich nirgendwohin...*

Dann lief einmal drinnen, wo noch jede Staufflocke mich ansah wie eine Verbündete, eine Erschütterung durch den Raum. Die grauen Säcke hatten, wie ich nach ein paar Tagen mitbekam, einen Namen – *Offizieller Abfallsack der Stadt Basel* – und wurden dienstags und freitags abgeholt. Die erste Frage danach stellte das Stilleben in der Obstschale. Sie begann mit einem Geruch. Er war unbestimmt, süsslich, hielt sich um den Esstisch herum. Die Bananen im Stilleben bekamen braune Flecken. Ich hatte eine Zwillingsskirsche auf den Schreibtisch gelegt, eine siamesisch zusammengewachsene Frucht, die mich an das Problem von Unteilbarkeiten (Personen, Beziehungen, Prinzipien) erinnerte. Sie begann zu schrumpfen und überzog sich mit einem weissen Schimmer. Den Kiwis war nichts anzusehen, doch als ich eine davon aufhob, fühlte die pelzige Schale sich an wie knitterndes Pergament, viel zu leicht, während am Boden des Tellers eine klebrige Lache schilberte.

Am Tag davor las ich in der Zeitung, dass Adelheid Duvanel sich umgebracht hatte, «ausführlicher Nachruf morgen». Im Atelier klingelte das Telefon. Empört. In diesem Nachruf werde man – natürlich! – wieder lesen können, eine grössere Dichterin habe die Schweiz nie gehabt. Kaum dass sie tot sei. Die Hitze hatte noch nicht angefangen, der Rhein führte gelbes, schnelles Wasser, das die Bänke auf den Uferpfaden überschwemmte. Ich dachte daran, dass ich so gut wie nichts von ihr gelesen hatte. Warum, hätte ich nicht sagen können. Ich erinnerte mich nur plötzlich an eine Rezension, vor zehn oder fünfzehn Jahren, die in der FAZ gestanden haben muss, auf dem weissen Papier der Tiefdruck-

beilage. Darin war die Rede von kurzen, wenn nicht kürzesten Prosastücken, die den Alltag in einem fremden Licht erscheinen liessen, auch von einer ans Verschrobene grenzenden Sprache, Sätze, die ich wie einen selten böartigen Verriss im Sinn behielt.

Im Flur liegt seit Tagen ein roter Teppich, in den etwas eingerollt ist, das ungefähr meine Grösse hat. So könnte ich es später der Polizei beschreiben: etwa meine Grösse, ein knubbeliger Gegenstand.

Welten neben der Welt. In Kopenhagen stürzt ein Junge vom Dach seines Hauses, seine Nachbarin sieht die Spuren im Schnee und glaubt an Mord. Auf einem englischen Landsitz verschwindet der Monddiamant. Die amerikanische Professorin Kate Fansler findet in jedem Semester eine Leiche. Albert Campion, Melrose Plant, Thomas Lynley tun sich mit ihren Adelstiteln schwer, sind jedoch für Scotland Yard unentbehrlich. Alle zitieren unentwegt Shakespeare, manchmal auch Hopkins: *Send my roots rain. Send my roots rain. Send my roots...* Adam Dagliesh zitiert keine Gedichte, aber er schreibt sie, wenn er gerade keinen Fall bearbeitet. Max Affolter kennt wahrscheinlich keins, weil er ständig seine Pfeife anzünden oder seinen Vorgesetzten begrüßen muss, ist aber ortskundig wie nur irgendeiner, der im (oder sagen sie: <am>?) Totengässlein wohnt.

Ich kam wieder an der Frau ohne Kopf vorbei, nichts als eine schlanke Kehrseite in der Bildmitte, der Tag heiss und windig wie im Norden. Angenommen, von unserer Epoche bliebe – ein riesiger Raumkreuzer, grösser als die Schweiz, erschiene über Europa –: nichts bliebe erhalten als die Werbung, die sie hervorgebracht hat, keine Gebäude, Gegenstände, Artefakte, nur die Bilder und Spots. Was wüssten wir dann? Dass im ausgehenden zwanzigsten Jahrhundert Kreuzungen aus organischen und künstlichen Komponenten gezüchtet wurden? Bepelzte Autos, Pinguine mit Rädern? Oder dass die Frauen dieser Zeit nicht älter als fünfundzwanzig wurden? Sie waren sehr gross. Sie hatten keine Brüste. Nein, falsch: die Frauen einer bestimmten Schicht hatten keine Brüste. Sie lächelten auch nicht. Frauen aus einer anderen Schicht hatten Brüste, zeigten sie unbekleidet und grinsten dazu wie aufplatzende Melonen.

Gleichförmige Gesichter, weisse Zähne, extrem lange Beine. Dazu immer der heisse Wind, der sich, tief im Schatten der Kastanien, der Platanen, des Autobahnzubringers, in den Nachtfalterfalten fing. Im Rhein schossen ein paar Schwimmer vorbei, Köpfe ohne Körper. Eine Inversion, die einfachste Art der Variation. Beine müssen eine kultische Bedeutung gehabt haben.

Als ich dann über den Markt ging, wurden vor den Globus-Arkaden Rosen verschenkt. Ich kenne die Frau, die den Prospekt über die Rosen geschrieben hat. Die Frau, die den Prospekt über die Rosen geschrieben hat, kennt die Frau, die das Halbtax-Foto gemacht hat. Ist also die Schweiz ein übersichtlicheres Land?

Das Schlingern der Atelierkapsel kam so allmählich, verstärkte sich so langsam, dass ich den Umschlag von draussen nach drinnen kaum bemerkte. Die Arbeit hängt fest, irgendwie hat sie sich verhakt und vibriert im Leerlauf. Ich wache auf unter dem breiten Oberlicht, sage mir die Formeln vom hohen, hellen Raum vor, von den leeren Wänden, giesse Kaffee ein, werfe den Bildschirm an. Dann sortiere ich stundenlang die Fundstücke, die noch keinen Platz gefunden haben (das Haus mit den Ameisen, der Teppich im Flur –). Irgendwas stimmt nicht, stimmt immer weniger. Ich schreibe nicht mehr, sondern wiederhole nur unaufhörlich Zeilen, die ich mir bei den anderen borge: *Send my roots rain. Send my roots rain. Send my roots...* Kaufe zu viele Taschenbücher, höre zu oft Radio. Die Balken flüstern inzwischen auch am Tag. Ich bin mir überhaupt nicht sicher, ob das mit dem letzten Gedichtversuch zusammenhängt, aber ich traue mich an die Frage nicht näher heran.

Nur die Kriminalromane halten das Schlingern in Schach. Sie sind so übersichtlich, kleine, begehare Wahnwelten. Ich lese eine bestimmte Sorte, in der es vor allem um die Konstruktion von Sinn geht, weniger um die jeweilige Leiche. Die Anteile an Vernunft, an Empathie, an Lebensweisheit darin sind so berechnet, dass sich noch im trivialsten Satz das Vertrauen in die Erkennbarkeit der Welt bestätigt. Sie befriedigen das Deutungsbedürfnis, denn nach rückwärts lässt sich in jede beliebige Konstellation eine deutbare Struktur projizieren. Nur die

Gleichzeitigkeit erzeugt Deutungskonkurrenzen, die sich in den Sinnbildern nicht stillstellen lassen.

Das letzte Gedicht hat zwei Flügel, einen Schmetterlingsflügel und einen Kolibriflügel. Der Kolibri ist ein schwarzes Kleid, das ich beim Kunstmuseum die Strasse überqueren sah, mit einem asymmetrisch über die Schulter laufenden Muster aus leuchtendem Blau und leuchtendem Grün. Dieser Flügel bewegt sich so schnell, dass ich ihn kaum erkennen kann. Der Schmetterling taumelt viel langsamer, fast schon erschöpft, und klappert dabei das Titelfoto eines Designkatalogs auf und zu, den ich beim Architekturmuseum im Schaufenster gesehen habe. Die beiden Gegenstände auf dem Foto sind nicht zu erkennen, nur vor einem matten dunklen Hintergrund ein Ding in Neonblau und eins in Neongrün, die Farben grell gegeneinander abstechend. Das Neongrün hat einen Smaragdton, der länglich und verschwommen wirkt (vielleicht ein Grashüpfer?), während das Neonblau scharf umrissen ist, am ehesten wie eine Röntgenfolie. Und natürlich gibt es auch eine Achse, einen Körper zwischen den unglei-

chen Flügeln. Er steckt ungefähr anderthalb Meter tief im Münsterberg und ist unter einer Glasabdeckung zu sehen. Die aufgegrabenen Bodenschichten reichen bis in die Römerzeit hinab. Auf halber Höhe, in einem Streifen mittelalterlicher Stadtmauer, ein paar dünne Rippen, Wirbel, Arm- oder Beinknochen, die nicht alle an ihrem Platz liegen, und dann eine zerbrechliche weisse Hirnschale. Es muss ein noch ziemlich kleines Kind gewesen sein.

Vielleicht ist das gar kein Gedicht, sondern nur eine Erinnerung. Gegen acht ging ich wieder hinunter an den Rhein, setzte mich auf den Anleger, warmes, geriffeltes Metall, das in der Strömung schaukelte, und sah mir den Sonnenuntergang an. Die Sonne brauchte fast eine Stunde, um hinter den Horizont zu rutschen – so golden sie schliesslich hinter den Münstertürmen verschwunden war, so leuchtend rosenrosig färbte sie noch eine Viertelstunde später über der Wettsteinbrücke die Ränder einer bizarren Wolkenwand, die aussah wie eine Flower-Power-Silhouette der Stadt.

Es gibt noch keinen letzten Satz.

Urs Engeler

Zu Brigitte Oleschinskis Texten

Brigitte Oleschinskis Prosa, Sie werden es beim Lesen gemerkt haben, während Sie sanft, aber konstant mit Ihrem Oberkörper hin- und herschaukelten und dem Takt des Textes folgten, ihre Prosa ist Spaziergänger-Prosa. Der Rhythmus, der sie bei ihren Spaziergängen durch die Stadt begleitet, langsam, gleichmässig, immer präsent und doch leicht weggetreten, ist derselbe, der sich Ihnen beim Lesen mitteilt. Und mit ihm, das ist das ganz offenbare Geheimnis dieser Texte, mit ihm oder durch ihn teilt sich Ihnen etwas mit, was genaugenommen erst Mitteilung möglich macht, nämlich Konzentration, Gefasstheit, Aufmerksamkeit. Der Rhythmus

dieser Spaziergänger-Prosa versetzt Sie, nein, genauer: wiegt, ja: wiegt Sie in Aufmerksamkeit, mitzusehen, mitzuhören, mitzuspüren, was Brigitte Oleschinski auf ihren Gängen durch die Stadt sieht und hört und spürt.

Die Form des Essays, die sie neben dem Gedicht pflegt oder eben geht, bildet hier den literarischen Rahmen, ihre Basler Beobachtungen aufzunehmen. Er spricht von vielem, und doch scheint er mir auf einer unruhigen Suche nach dem zu sein, was er sagen will und was *er* vielleicht nicht sagen kann. Diese Unruhe ist, finde ich, ein ganz besonderer Reiz, denn durch ihn werde ich, als Leser, auf den Weg geschickt